

# 1 Lexikalische Motivation und die Frage der Direktionalität

In diesem Kapitel wird ein Überblick über bisherige Theorien zum Phänomen der lexikalischen Motivation und verwandter Begriffe gegeben (1.1) und darauf aufbauend die in der vorliegenden Arbeit verwendete Definition der lexikalischen Motivation erläutert (1.2). Ferner wird das zentrale Thema der Arbeit, die Direktionalität der Motivation, eingeführt und unter formalen und semantischen Aspekten genauer betrachtet (1.3). Das Kapitel schließt mit einem Fazit (1.4).

## 1.1 Ansätze zur Untersuchung von Motivation im Lexikon

Die Diskussion darüber, ob Wörter motiviert sind, d.h. ob es eine natürliche Verbindung zwischen ihnen und den Dingen, für die sie stehen, gibt oder ob diese rein konventionell ist, gliedert sich ein in die grundsätzliche philosophische Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Welt (Ungerer 2002a: 371) und ist bereits so alt wie die Beschäftigung mit der Sprache selbst (Zöfgen 2008: 195, der auf Coseriu 1968 verweist). Eine der ältesten erhaltenen Dokumentationen dieser Diskussion stellt der Kratylos-Dialog von Platon dar, in dem die Figur Kratylos die Meinung vertritt, dass ein natürlicher Zusammenhang zwischen den Dingen selbst und den Wörtern für diese Dinge bestehe:

[...] jegliches Ding habe seine von Natur ihm zukommende richtige Benennung, und [...] es gebe eine natürliche Richtigkeit der Wörter, für Hellenen und Barbaren insgesamt die nämliche. (383b in Otto et al. 1964)

Kratylos' Gesprächspartner ist Hermogenes, der die These der Konventionalität der Wörter vertritt:

Ich [...] kann mich nicht überzeugen, daß es eine andere Richtigkeit der Worte gibt, als die sich auf Vertrag und Übereinkunft gründet. [...] Denn kein Name irgendeines Dinges gehört ihm von Natur, sondern durch Anordnung und Gewohnheit derer, welche die Wörter zur Gewohnheit machen und gebrauchen. (384d)

Als dritte Figur übernimmt Sokrates die Rolle, diese Standpunkte zu radikalieren und dann kritisch zu hinterfragen, sodass sie letztlich beide verworfen werden.<sup>1</sup> Dieses Ergebnis entspricht in gewisser Weise den modernen Positionen, denen zufolge ein Teil des Wortschatzes einer Sprache durch ein rein konventionelles Verhältnis von Form und Bedeutung geprägt, der andere Teil aber motiviert ist (s. ausführlich unten).

Obwohl dieses Thema, das auch als *φύσει-θέσει*-Streit bekannt ist (Coseriu 2004), in der Folgezeit immer wieder diskutiert wird,<sup>2</sup> ist die heutige Auffassung über das Verhältnis von Konvention und Natürlichkeit vor allem durch Ferdinand de Saussure geprägt, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts in seinen im *Cours de linguistique générale* zusammengefassten Vorlesungen zwischen Arbitrarität und Motivation sprachlicher Zeichen unterscheidet. De Saussures Ansatz ist strikt synchronisch ausgerichtet. Die Arbitrarität entspricht dem, was bei Platon die Konventionalitätsthese ist: Es gibt keinen inneren, natürlichen Zusammenhang zwischen der Form (*Signifiant*) und dem Inhalt (*Signifié*) sprachlicher Zeichen, sondern diese sind durch Konvention festgelegt (de Saussure 1969 [1916]: 100-101). De Saussure zufolge sind sprachliche Zeichen grundsätzlich arbiträr, was er durch die Existenz unterschiedlicher Signifiants für dasselbe Signifié in den verschiedenen Sprachen belegt sieht (z.B. fr. *bœuf* vs. dt. *Ochse*). Es gibt jedoch Ausnahmen in Form von „relativ motivierten“ Zeichen:

Le principe fondamental de l'arbitraire du signe n'empêche pas de distinguer dans chaque langue ce qui est radicalement arbitraire, c'est-à-dire immotivé, de ce qui ne l'est que relativement. Une partie seulement des signes est absolument arbitraire; chez d'autres intervient un phénomène qui permet de reconnaître des degrés dans l'arbitraire sans le supprimer: *le signe peut être relativement motivé.* (de Saussure 1969 [1916]: 180-181, Hervorhebung im Original)

Relativ motiviert ist z.B. fr. *dix-neuf* 'neunzehn', da es auf seine Komponenten *dix* 'zehn' und *neuf* 'neun' verweist. Fr. *poirier* 'Birnenbaum' erinnert einerseits an *poire* 'Birne', andererseits über das Suffix *-ier* an andere Bäume wie *pommier* 'Apfelbaum' oder *cerisier* 'Kirschbaum', die ebenfalls mit diesem Suffix gebildet sind. Anders als in Platons *Kratylos*-Dialog bezieht sich diese Art der relativen Motivation oder genauer gesagt der Motiviertheit bei de Saussure also nicht direkt auf das Verhältnis zwischen den Dingen selbst und ihren Bezeichnungen, sondern ist zwischen den sprachlichen Zeichen eines Sprachsystems angesiedelt (Lindemann 1972: 285-286). Die Motiviertheit ist laut de Saussure nie absolut, da die Teilmotivierten eines motivierten Zeichens selbst arbiträr sind

---

<sup>1</sup> Eine ausführliche Interpretation des *Kratylos*-Dialogs liefert Kraus (1996).

<sup>2</sup> S. die Überblicksdarstellungen in Coseriu (1968), Simone (1990) und Marzou (2013a: 18-22).

und seine Bedeutung im Normalfall, wie z.B. bei *poir-ier*, nicht völlig deckungsgleich mit der Summe der Teile ist (de Saussure 1969 [1916]: 182). Neben diesem Typ, der in Übereinstimmung mit Stephen Ullmann (1957, 1962) als „morphologische Motivation“ bezeichnet werden könnte (s. ausführlich unten), betrachtet de Saussure (1969 [1916]: 101-102) auch Onomatopoetika (fr. *tic-tac* 'tick-tack', *ouaoua* 'wau-wau') und Ausrufe wie fr. *aié!* 'au!' als nicht völlig arbiträr, stuft sie aber als nebensächlich ein. Onomatopoetika sind insofern motiviert, als hier der Signifiant ein akustisches Phänomen abbildet (Koch 2001a: 1157), und entsprechen damit wieder dem im Kratylos-Dialog behandelten Verhältnis zwischen Wirklichkeit und Bezeichnung. Sie sind jedoch kein Gegenstand der vorliegenden Arbeit, da diese sich auf die Motivationsbeziehungen zwischen unterschiedlichen sprachlichen Zeichen konzentriert.<sup>3</sup> Benveniste (1966: 49-55) kritisiert de Saussures Ansiedelung der Arbitrarität zwischen Signifiant und Signifié. Für ihn (1966: 51) ist die Verbindung zwischen den beiden Seiten des sprachlichen Zeichens nicht arbiträr, sondern notwendig. Arbitrarität besteht laut Benveniste vielmehr zwischen einem sprachlichen Zeichen und der Realität bzw. dem Referenten selbst: „Ce qui est arbitraire, c'est que tel signe, et non tel autre, soit appliqué à tel élément de la réalité, et non à tel autre.“ (Benveniste 1966: 52). Ob Benveniste de Saussure richtig ausgelegt hat oder nicht, ist umstritten (s. Marzo 2013a: 34). In jedem Fall aber wird seine Verlagerung der Arbitrarität und folglich auch der relativen Motiviertheit auf die Ebene der Beziehung zwischen sprachlichem Zeichen und außersprachlichem Bereich in der modernen Motivationsforschung von vielen Autoren übernommen (Gauger 1970: 98, Koch 2001a, Koch/Marzo 2007) und betrifft dann auch das Verhältnis zwischen sprachlichen Zeichen. Denn auch hier kommt die Wirklichkeit ins Spiel: Dass das Zeichen fr. *poirier* einen Birnbaum bezeichnet, ist nicht arbiträr, weil es auf das verwandte Zeichen *poire* 'Birne' verweist und die Birne auch außersprachlich mit dem Birnbaum in Zusammenhang steht.

In der Folge de Saussures wird der Begriff der Motivation u.a. von Ullmann (1957, 1962) aufgegriffen, der zwischen opaken (= arbiträren) und transparenten (= motivierten) Wörtern unterscheidet. Wie de Saussure definiert Ullmann zunächst eine phonetische Motivation, zu der verschiedene Typen von Onomatopoetika gehören. Weiterhin nimmt er eine morphologische Motivation an, die weitgehend de Saussures Annahmen für fr. *dix-neuf* entspricht, d.h. auf komplexen Wörtern beruht: Die Suffigierung en. *preacher* 'Prediger' ist durch (to) *preach* 'predigen' motiviert (Ullmann 1962: 91) und das Kompositum en. *blackbird* 'Amsel' durch *black* 'schwarz' und *bird* 'Vogel' (Ullmann 1957: 87). Ullmann geht aber über de Saussure hinaus, indem er

---

<sup>3</sup> S. zur phonetischen Motivation aber z.B. Ullmann (1962: 82-91), Ungerer (2002a: 375-376) und Lu (1998).

auch noch eine weitere, wichtige Art von Motivation annimmt, die sog. semantische Motivation. Diese bezieht sich auf metaphorische und metonymische Bedeutungen von Wörtern, d.h. auf Polysemie. Bspw. ist Ullmann zufolge en. *bonnet* 'Motorhaube' metaphorisch motiviert durch *bonnet* in der Bedeutung 'Haube (Kopfbedeckung)', da hier eine Ähnlichkeitsrelation bestehe.<sup>4</sup> Ullmann (1962: 93) weist auch auf die Subjektivität der Motivation hin: Wörter sind nur dann motiviert, wenn sie von den Sprechern als solche empfunden werden.<sup>5</sup>

Gauger (1970: 99-100) lehnt eine semantische Motivation im Sinne Ullmanns ab (ebenso Rettig 1981: 43, Anm. 7) und konzentriert sich auf formal motivierte – in seiner Terminologie „durchsichtige“ – Wörter. Für Gauger (1971) spielt aber die Semantik insofern eine Rolle, als er seine drei formalen Typen von durchsichtigen Wörtern (Affixwörter, Zusammensetzungen und Subtraktive) mit drei inhaltlichen Funktionen (Ausgriff, Verschiebung und Variation) kreuzt. Gauger (1971: 9) nimmt für die Betrachtung der durchsichtigen Wörter explizit die Perspektive des Sprachbewusstseins der Sprechenden ein („bewußtseinseigene Sprachuntersuchung“): „Das Subjekt der Durchsichtigkeit sind die Sprechenden: für d e r e n Bewußtsein, nicht für dasjenige irgendeines außerhalb stehenden Betrachters, ist das durchsichtige Wort durchsichtig.“ (Gauger 1971: 12, Hervorhebung im Original). Er stellt auch klar, dass es sich dabei um metasprachliches Wissen handelt (Gauger 1971: 13), da auch durchsichtige Wörter zunächst als Einheit im Bewusstsein verankert seien (1971: 24). Dem schließt sich Rettig (1981: 75-76) an, indem er betont, dass komplexe Wörter nicht objektiv als motiviert bezeichnet werden könnten, da sie im Normalfall für die Sprachbenutzer „blockverfügbar“ (Rettig 1981: 136) seien und nur in Akten des metasprachlichen Denkens motiviert würden. Daher spricht er von der „Motivierbarkeit“ der Wörter (Rettig 1981:

---

<sup>4</sup> Eine semantische Motivation im Sinne von metaphorischer und metonymischer Polysemie wird neben anderen Arten von Motivation auch bereits von Bally (<sup>4</sup>1965: 137-138, 165-168) angenommen. Ebenso findet sich dieser Typ bei Augst (1975, 1998: VII-XXXV, 2002), der in Augst (1998: XXXV) zudem auch taxonomische Relationen („Spezialisierungen oder Verallgemeinerung“) einbezieht, Fleischer/Barz (<sup>2</sup>1995: 15), Gruaz (2002) und Radden/Panther (2004: 20-21). Metaphorische und zum Teil auch metonymische Komposita behandeln Shaw (1979), Fill (1980) und Käge (1980). Tournier (1985: 49, 55) rechnet neben der Herausbildung neuer Bedeutungen auch die Konversion im Englischen zu den rein semantisch motivierten lexikogenetischen Verfahren. Zur semantischen Dimension der Motivation s. auch Kap. 1.2.

<sup>5</sup> Auch bei de Saussure ist der Bezug auf die Sprachbenutzer bereits vorhanden, wenn er im *Cours de linguistique générale* schreibt: „La synchronie ne connaît qu'une perspective, celle des sujets parlants, et toute sa méthode consiste à recueillir leur témoignage; pour savoir dans quelle mesure une chose est une réalité, il faudra et il suffira de rechercher dans quelle mesure elle existe pour la conscience des sujets.“ (de Saussure 1969 [1916]: 128). De Saussure geht jedoch nicht so weit, konkrete Sprecherbefragungen für die Untersuchung von Arbitrarität und relativer Motivation zu fordern.

76, 152-156), die bei ihm sowohl formal als auch semantisch fundiert ist. Die semantische Beziehung zwischen Wörtern beruht für ihn auf der Übereinstimmung einer variablen Zahl von semantischen Merkmalen (s. Rettig 1981: 165-166). Wörter sind in „phonetisch-semantischen Feldern“ zusammengefasst, was im Grunde der Annahme einer Wortfamilienorganisation entspricht. Daraus ergibt sich ein vergleichsweise weiter Begriff von Motivierbarkeit, der über die direkten Wortbildungsprodukte hinausgeht: „Relationen des Lexikons sind auch solche Beziehungen von Laut und Bedeutung, die nicht ganz die Bedingungen eines Wortbildungsmusters erfüllen“ (Rettig 1981: 33).

Auch Augst (1975) hält den Durchschnittsprecher für den zentralen Referenzpunkt bei der Ermittlung von Motiviertheit. Er geht davon aus, dass die Sprecher die für die Beurteilung von Motivationsfragen nötigen Kenntnisse über den Wortschatz ihrer Sprache besitzen. Ihre bewusste oder unbewusste Fähigkeit, Wörter im Hinblick auf eine mögliche Komplexität zu analysieren, sowohl formale als auch semantische Beziehungen zu Mitgliedern derselben Wortfamilie herzustellen und dadurch den eigenen Wortschatz zu strukturieren, bezeichnet er als „synchrone etymologische Kompetenz“ (Augst 1975: 167-186). Ob die Einschätzungen der Sprecher mit der historischen Etymologie übereinstimmen oder ihr widersprechen, ist dabei unerheblich, da Augst zufolge die Diachronie für den Sprachbenutzer keine Rolle spielt. Das bedeutet, dass auch Volksetymologien wie z.B. fr. *ouvrable* in *jour ouvrable* ‘Werktag’, das heute durch fr. *ouvrir* ‘öffnen’ motiviert wird, weil an Werktagen die Geschäfte geöffnet sind, obwohl es etymologisch eigentlich auf das veraltete fr. *ouvrer* ‘arbeiten’ zurückgeht, berechtigterweise als synchronisch motiviert betrachtet werden können (s. u.a. auch Ullmann 1962: 101-105, Debaty-Luca 1986: 258, Béguelin 2002).

Ausgehend von den genannten Autoren kristallisiert sich als zentrales Merkmal des Motivationsbegriffs das Vorliegen eines formal-morphologischen und zugleich eines semantischen Zusammenhangs zwischen motiviertem und motivierendem Wort heraus, sodass die betreffenden Wörter im Fall von Motiviertheit derselben Wortfamilie zugerechnet werden können. Dabei gilt im Allgemeinen der nicht linguistisch gebildete Durchschnittsprecher als Referenzpunkt.<sup>6</sup> Eine so verstandene, relative Motiviertheit zeichnet sich

---

<sup>6</sup> Sehr ähnlich sind auch die Motivationsbegriffe von Marchand (1969: 2-3), Glinz (1974), Shaw (1979), Fill (1980), Käge (1980), Scheidegger (1981: 43-45), Debaty-Luca (1986: 243, 256-271), Dressler (1987), Rainer (1993: 16-22), Fleischer/Barz (1995:13-20), Dillström (1999) und Gruaz (2002). Überblicksdarstellungen liefern Gusmani (1984), Zöfgen (2008) und Marzo (2015). Einen abweichenden Motivationsbegriff vertreten Bally (1965), Radden/Panther (2004), Panther/Radden (2011), Lehmann (2007) und Ising (2011, 2014, einger.), insofern bei ihnen die oben beschriebene formal-semantische Motivation zwischen Wörtern einer Sprache nur ein Typ unter mehreren anderen, zum Teil

dadurch aus, dass sie graduiert ist (z.B. Ullmann 1962: 96-101, Augst 1975: 206-209, Rettig 1981: 157-166, Zöfgen <sup>2</sup>2008: 190). Je nach der Eindeutigkeit des formalen und/oder semantischen Zusammenhangs, der z.B. aufgrund von Lautwandel oder der Idiomatisierung der Bedeutung eingeschränkt worden sein kann, ergeben sich unterschiedliche Stufen von Motiviertheit, die zusätzlich auch vom Sprachbewusstsein des einzelnen Sprechers abhängen. Zöfgen stellt bspw. dem voll durch *porter* 'tragen' und *avion* 'Flugzeug' motivierten fr. *porte-avions* 'Flugzeugträger' einen Fall wie fr. *copain* 'Freund, Kumpel' (ursprünglich 'derjenige, mit dem man sein Brot isst') gegenüber, bei dem das Basismorphem *pain* 'Brot' wegen des bei *copain* eingetretenen Bedeutungswandels weniger gut zu identifizieren sein dürfte. Weiterhin weist gerade das Französische dadurch Einschränkungen der Motiviertheit auf, dass die Wortfamilien sowohl erbwörtliche als auch gelehrte Mitglieder umfassen. Deren Formen divergieren zum Teil recht deutlich, so z.B. bei *chaud* – *chaleur* und *doigt* – *digital* (Beispiele aus Zöfgen <sup>2</sup>2008: 190). Solche Einschränkungen reichen bis hin zur Opazität, die den Gegenpol zur Motiviertheit darstellt.

Bevor auf dieser Basis im folgenden Teilkapitel der Motivationsansatz der vorliegenden Arbeit beschrieben wird, ist der Begriff der lexikalischen Motivation noch von zwei verwandten Phänomenen abzugrenzen: Ikonizität und Konsoziation.

Auch wenn die Begriffe *Motivation* und *Ikonizität* je nach Ansatz für dieselben Phänomene stehen können, bezieht sich Ikonizität Marzo (2013a: 22) zufolge tendenziell auf das Verhältnis zwischen Form und Inhalt innerhalb eines Zeichens, während der traditionelle Motivationsbegriff wie bereits beschrieben die Form-Inhalts-Beziehungen zwischen verschiedenen Zeichen, also z.B. zwischen einem suffigierten Wort und seiner Basis, meint. Ikonizität geht auf Peirces (1960) Unterscheidung dreier Typen von Zeichen – Symbol, Index und Ikon – zurück. Ikone beruhen auf einer Ähnlichkeitsrelation zwischen Form und Inhalt eines Zeichens, wie sie z.B. bei Onomatopoeika auftritt. Peirce unterteilt sie weiter in *images*, Metaphern und Diagramme, wobei für den Bereich der Motivationsbeziehungen vor allem letztere interessant sind. Diagrammatische Ikonizität manifestiert sich hier u.a. in Isomorphie (Haiman 1980), d.h. einem 1:1-Verhältnis von Wortform und Wortinhalt. Gemäß dem Prinzip des konstruktionellen Ikonismus (Mayerthaler 1981: 23-27, s. auch Dressler 1987: 102 und Ungerer 2002a: 376-377) folgt daraus, dass einem Mehr an Form ein Mehr an Inhalt entspricht. Dies ist charakteristisch für ein formal komplexes motiviertes Wort im Hinblick auf das motivierende Wort, z.B. bei Ullmanns *preacher* bezüglich der Motivationsbasis *preach*. Entspricht bei letzterem die Form *preach* dem Inhalt 'predigen', geht die Hinzufügung des formalen Elements *-er* mit der Hinzufügung des Inhalts 'Person, die...' einher,

---

auch über die lexikalische Ebene hinausgehenden Arten von Motivation ist, welche sich dadurch mit dem Begriff der Ikonizität überschneiden kann.

sodass *preacher* gegenüber *preach* sowohl ein Mehr an Form als auch ein Mehr an Inhalt aufweist.<sup>7</sup> Isomorphie besteht jedoch nicht bei allen wortgebildeten Wörtern, sondern nur bei solchen, die (noch) kompositional sind.<sup>8</sup> Wo die abgeleiteten Formen nicht über additive Verfahren gebildet worden sind oder idiomatische Bedeutungen aufweisen, ist die Kompositionalität und damit auch die Ikonizität nur noch eingeschränkt oder gar nicht (mehr) vorhanden: Aus der Sicht der Vertreter der Natürlichen Morphologie, z.B. Dressler (1987: 103-104), sind Konversionen wie en. *to cut* 'schneiden' → *cut* 'Schnitt' nicht-ikonisch und subtraktive Verfahren wie russ. *logika* 'Logik' → *logik* 'Logiker' sogar anti-ikonisch. Auch Mayerthaler (1981: 114) gesteht nicht-additiven Verfahren nur ein „bescheidenes ik. [= ikonisches, BU] Funktionspotential“ zu. Da bei Polysemie, z.B. zwischen fr. *bureau* 'Arbeitszimmer' und *bureau* 'Schreibtisch', genau wie im englischen Beispiel *cut* kein Formzuwachs auftritt, müsste sie in der Natürlichen Morphologie ebenfalls als nicht oder allenfalls eingeschränkt ikonisch gelten (s. auch Marzo 2013a: 223-224).<sup>9</sup>

Trotz der im Vergleich zu (*to*) *preach* – *preacher* geringeren Ikonizität lassen sich *cut* und *logik* als motiviert betrachten, weil sie in formaler und semantischer Beziehung zu anderen Wörtern stehen.<sup>10</sup> Das ebenfalls auf Ullmann zurückgehende Beispiel en. *blackbird* 'Amsel' zeigt, dass auch hier keine vollkommene Isomorphie besteht, da eine Amsel nicht einfach nur ein schwarzer Vogel ist, sondern weitere spezifische Charakteristika aufweist, die sie von anderen schwarzen Vögeln wie z.B. Raben unterscheidet. Trotz eines gewissen Idiomatizitätsgrades (s. Blank 2001b: 1598-1600) kann das Kompositum

---

<sup>7</sup> Haiman (1980) betrachtet Isomorphie und Motivation im Sinne de Saussures als zwei verschiedene Ausprägungen von diagrammatischer Ikonizität. Er übersieht dabei jedoch, dass Isomorphie und Motiviertheit im Falle kompositionaler komplexer Wörter wie en. *preacher* in Bezug auf (*to*) *preach* oder dt. *Fausthandschuh* bezüglich *Handschuh* (Haiman 1980: 531) zusammenfallen (s. auch Ungerer 2002b: 277, Van Langendonck 2007: 400). Eine weitere Schnittstelle von Motivation und Ikonizität ergibt sich über Hiragas (1994) Typ des relationalen Diagramms im Unterschied zum strukturellen Diagramm (s. Marzo 2013a: 61-69).

<sup>8</sup> Kompositionalität wird in der vorliegenden Arbeit als gleichzeitige formale und semantische Zusammengesetztheit einer komplexen Einheit aus ihren Bestandteilen verstanden: Gemäß einer für diese Arbeit leicht abgewandelten Definition von Klos (2011: 2), wo der Schwerpunkt auf der Semantik liegt, ergeben sich Form und Bedeutung eines kompositionalen komplexen Wortes direkt aus dessen Bestandteilen und der Art und Weise, wie diese kombiniert werden. Zu einem ähnlichen Kompositionalitätsbegriff s. auch Dressler (1987: 102), Rainer (1993: 101-104), Hoeksema (2000) und Marzo (2015: 991-994), zu seiner Geschichte und Problematik Klos (2011). Der Einfluss einer als graduiert verstandenen Kompositionalität (s. auch Klos 2011: 70, 281-283) auf die Gerichtetheit von Wortpaaren ist Gegenstand von Kap. 6.4.2.2.

<sup>9</sup> Marzo (2013a) zeigt jedoch, dass auch Phänomene wie Polysemie, Konversion und Subtraktion, bei denen die Wortform keinen Zuwachs aufweist, obwohl sich der Zeicheninhalt verändert, als ikonisch betrachtet werden können.

<sup>10</sup> Zur Frage der Motivationsrichtung in solchen Fällen s. die folgenden Kapitel.

als motiviert – und auch als ikonisch – gelten, weil es über seine formalen Bestandteile eingeschränkt Hinweise auf den dazugehörigen Inhalt gibt. Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass Motivation mit diagrammatischer Ikonizität im Sinne von Isomorphie einhergeht, der Grad der Ikonizität aber je nach Einzelfall deutlich variiert.

Der Begriff *Konsoziation* sowie sein Gegenteil *Dissoziation* stammen von Leisi (1999) und liegen auch der Studie von Sanchez (2008) zugrunde. Konsoziierte Wörter sind bspw. dt. *mündlich* oder *Dreifuß*, denn sie

stehen formal nicht allein, sondern sie sind leicht mit anderen Wörtern in Verbindung zu bringen, mit denen sie formal und bedeutungsmäßig verwandt sind: *mündlich* mit *Mund*, *Dreifuß* mit *drei* und *Fuß*; diese Wörter sind also unter sich gewissermaßen vergesellschaftet (konsoziiert). (Leisi 1999: 51)

Damit betrifft Konsoziation morphologisch(-semantisch) motivierte Wörter, wie sie oben beschrieben wurden. Dissoziierte Wörter können entsprechend als arbiträr oder opak beschrieben werden. Dazu gehören laut Leisi die englischen Entsprechungen zu *mündlich* und *Dreifuß*, *oral* und *tripod*:

Diese beide haben keine Verwandtschaftsbeziehung, die zugleich Laut und Bedeutung einschließt: Die bloß lautlich Verwandten (*or* = oder, *tripe* = Kaldaunen u.a.) haben sinnmäßig nichts mit ihnen zu tun, die sinnmäßig verwandten (*mouth* oder *stool*) klingen vollkommen verschieden. Die Wörter *oral* und *tripod* gehören also nicht einer etymologischen (laut- und sinnverwandten) Familie an, sondern sie stehen allein, gleichsam asozial da. (Leisi 1999: 51)<sup>11</sup>

Konsoziation und Motivation sind jedoch nicht vollkommen deckungsgleich, da Motivation der Mehrheit der Ansätze zufolge nur für morphologisch komplexe Wörter in Bezug auf ihre Ableitungsbasis gilt (s. auch Kap. 1.3.1). Leisi hingegen wird überwiegend so interpretiert, dass Konsoziation sowohl die analytische als auch die synthetische Perspektive betrifft (s. den Überblick in Sanchez 2008: 17-36), sodass also nicht nur dt. *mündlich*, sondern auch dt. *Mund* als konsoziiert zu betrachten wäre, weil es in morpho-semantischer Verbindung zu *mündlich* und anderen formal komplexeren Wörtern aus dieser Wortfamilie steht.

---

<sup>11</sup> Im Unterschied zum deutschen Wortschatz betrachtet Leisi (1999) den englischen aufgrund sprachhistorischer Ursachen als insgesamt stark dissoziiert (ähnlich auch bereits mit anderer Terminologie de Saussure 1969 [1916]: 183-184 und Ullmann 1962: 105-115). Sanchez (2008) zeigt jedoch mittels einer empirischen Untersuchung, dass zwischen dem englischen und dem deutschen Wortschatz diesbezüglich nur geringfügige Unterschiede bestehen.